

Semiotische Materialität. Zur medientheoretischen Aktualität von Peirces Zeichentheorie

Erika Linz, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Summary. The paper examines the often neglected role of materiality within Peircean semiotics and demonstrates its relevance for research on mediality and multimodality. A discussion of the concepts of mode and modality first shows that theoretical approaches to capture the different material influences on processes of meaning generation require further clarification even in current multimodality research. This is followed by an introduction to Peirce's triadic concept of signs and his typology of signs developed in 1903. Peirce's assumption that communicative processes are bound to materiality is specified in two ways: On the one hand, sign materiality is constitutively involved in every act of generating meaning; on the other hand, however, the perception of materiality itself has always been a perception interpreted through signs, i.e. materiality can thus only be perceived as semiotic materiality. By referring to his concept of iconicity and his differentiation of the material sign via the triad of type-token-ones, it is illustrated how Peircean semiotics can contribute to systematizing the impact of materiality on linguistic and multimodal communication processes.

Zusammenfassung. Der Beitrag widmet sich dem häufig vernachlässigten Aspekt der Materialität in Peirces Zeichentheorie und zeigt deren Relevanz für die Medialitäts- und Multimodalitätsforschung auf. Anhand einer Diskussion des Modalitätsbegriffs wird zunächst skizziert, inwiefern die Frage nach dem Einfluss der Materialität auf Prozesse der Bedeutungserzeugung auch in der aktuellen Modalitätsforschung noch einer näheren Klärung bedarf. Anschließend folgt eine Einführung in Peirces triadischen Zeichenbegriff und seine 1903 entwickelte Zeichentypologie. Im Zentrum steht dabei seine Annahme von der Materialitätsgebundenheit kommunikativer Prozesse, die sich mit Peirce in zweierlei Hinsicht spezifizieren lässt: Zum einen ist die Zeichenmaterialität konstitutiv an jedem Akt der Bedeutungserzeugung beteiligt, zum anderen ist aber auch die Wahrnehmung der Materialität selbst immer schon eine durch Zeichen gedeutete Wahrnehmung und Materialität somit grundsätzlich nur als semiotische Materialität wahrnehmbar. Unter Rückgriff auf seinen Ikonizitätsbegriff und seine Differenzierung der materiellen Zeichengestalt über die Trias Type-Token-Tone werden die medientheoretischen Implikationen von Peirces Zeichenkonzeption verdeutlicht.

1. Einleitung

Neben Medientheorie und einer Medienlinguistik, die sich primär mit sprachlicher Kommunikation in den Medien beschäftigt, hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten vor allem die Multimodalitätsforschung als zentrale Forschungsrichtung etabliert, die sich der Frage nach medialen Einflüssen auf die Kommunikation widmet. Gestenforschung (Fricke 2012; Kendon 2004; McNeill 1992; Müller u.a. 2013–2014), Bildforschung (Mitchell 1994; Sachs-Hombach 2005, 2009) und Social Semiotics (van Leeuwen 2005; Kress 2015; Kress und van Leeuwen 2006; Jewitt und Henriksen 2016) haben wesentlich dazu beigetragen, dass die grundlegende Multimodalität von Kommunikaten inzwischen weithin anerkannt ist. Pointiert hat dies etwa Mitchell in dem bekannt gewordenen Diktum: „all media are mixed media, and all representations are heterogenous; there are no ‘purely’ visual or verbal arts“ (Mitchell 1994: 5).

Zusammen mit der Vielzahl empirischer Arbeiten, die den einseitigen Fokus der Linguistik auf Sprache durch eine Einbeziehung nicht-sprachlicher Kommunikation entscheidend ausgeweitet und damit auch den Blick auf den Forschungsgegenstand Sprache verändert haben (vgl. etwa Stivers und Sidnell 2005; Deppermann und Linke 2010; Diekmannshenke, Klemm und Stöckl 2011; Spitzmüller 2018), hat sich unter dem Multimodalitätsparadigma auch ein neues begriffliches Beschreibungsinventar etabliert. Verbreitet haben sich dabei insbesondere Begriffe aus dem Umfeld der Social Semiotics (wie *mode* oder *semiotic resources*), mit denen Differenzen und Wechselwirkungen im Zusammenspiel unterschiedlicher Medien und Zeichensysteme zu erfassen versucht werden. Aus medientheoretischer Perspektive ist diese Begrifflichkeit nicht zuletzt deswegen interessant, weil sie unter dem Begriff der Multimodalität grundlegende Fragen nach dem Einfluss der Materialität auf Prozesse der Bedeutungskonstitution aufgreift. Ähnlich wie der parallele Medialitätsdiskurs in Philosophie, Sprach- und Medienkulturwissenschaft (vgl. etwa Jäger 2001, 2015; Krämer 2002, 2004; Linz 2016; Schneider 2017, 2018) ist auch das Multimodalitätsparadigma mit dem programmatischen Anspruch einer kritischen Abgrenzung von disziplinären Theorietraditionen verbunden, die sich wesentlich in einem veränderten Blick auf die materiellen Dimensionen der Kommunikation manifestiert und darauf abzielt, die zentrale Bedeutung der Materialität für die Analyse von kommunikativen Prozessen zu verdeutlichen. In den Debatten der Multimodalitätsforschung, wie sie etwa in Handbuchartikeln und Einführungen nachgezeichnet werden (z.B. Bateman u.a. 2017; Jewitt u.a. 2016; Klug und Stöckl 2015; Stöckl und Klug 2016), wird allerdings zugleich ersichtlich, dass mit dem Konzept der Multimodalität zwar generell eine Aufwertung semiotischer und materieller Aspekte verbunden ist, das Verhältnis zwischen Materialität und Zeichenverwendung und ihr Bezug zum Begriff der Modalität je nach Ansatz jedoch sehr unterschiedlich konturiert werden und häufig eher vage bleiben (vgl. für eine ähnliche Bestandsaufnahme Bateman 2018).

Der folgende Beitrag¹ greift die Frage nach der Relevanz der (Zeichen-) Materialität für kommunikative Prozesse auf und nähert sich ihr aus einer semiotischen Perspektive. Wie gezeigt werden soll, können die zeichentheoretischen Überlegungen von Peirce auch heute noch dazu beitragen, den von Medientheorie und Multimodalitätsforschung fokussierten Einfluss der Materialität auf Prozesse der Bedeutungskonstitution theoretisch zu explizieren. Peirces semiotischer Ansatz bietet sich für eine Klärung nicht zuletzt deshalb an, weil er den Fokus nicht auf die Sprache richtet und sich zudem, wenn auch erst in späteren Jahren seines Schaffens, eigens auch dem Aspekt der Zeichenmaterialität gewidmet hat.

Nach einem kurzen Blick auf unterschiedliche Verwendungsweisen des Materialitätsbegriffs soll zunächst skizziert werden, welcher Status der Materialität im Kontext der aktuellen Multimodalitätsforschung zugewiesen wird. Im Anschluss wird Peirces Zeichentypologie herangezogen, um daran den konstitutiven Zusammenhang zwischen Zeichenmaterialität und Bedeutungserzeugung zu explizieren. Abschließend werden einige der medientheoretischen Implikationen von Peirces Zeichenkonzeption aufgezeigt. Dazu wird exemplarisch verdeutlicht, wie die zeichentypologischen Differenzierungen genutzt werden können, um unterschiedliche Einflüsse der Zeichenmaterialität in multimodalen Kommunikationskonstellationen – auch im Sinne des alternativ diskutierten Medialitätskonzeptes – aus einer prozessualen Perspektive zu erfassen.

2. Materialität der Kommunikation

Angesichts der Breite an Gegenstandsbereichen, die unter den Begriff der Materialität subsummiert werden, und den damit verbundenen unterschiedlichen theoretischen Zugängen scheint es wenig sinnvoll und aussichtsreich, nach einer einheitlichen Definition zu suchen. Kalthoff u.a. (2016: 12) fassen etwa für das Feld der Sozial- und Kulturwissenschaften unter Materialität so unterschiedliche Entitäten wie

Materialien (u.a. Farbe, Pigmente, Stoffe), *Zeichen*, *Schrift* und *graphische Systeme* (u.a. Typographie, Schrift, Landkarten), *physikalische Phänomene* (etwa Licht und Klang), *Organismen* (etwa Natur, Tiere), *Substanzen* (etwa Wasser, Luft) und *Artefakte* (etwa Bauwerke, Computer, Werkzeuge, Apparaturen).

Bezogen auf den hier diskutierten Bereich der „Materialität der Kommunikation“ (Gumbrecht und Pfeiffer 1988) wird Materialität häufig als Oppositionsbegriff zu Immaterialität (insbesondere des Geistes) auf stoffliche Qualitäten, d.h. auf physikalisch Präzentes bezogen, das sowohl dinglicher (Papier usw.) als auch nicht-dinglicher Natur (Laute, Typographie usw.) sein kann. Zudem wird er vor allem mit Produkten (*érgon*) und weniger mit Prozessen (*enérgeia*) verbunden (vgl. Genz und Gévaudan 2016: 62ff.). Charakteristisch für die Verwendung des Begriffs ist dabei eine einseitige Bedin-

gungslogik, die „nach den selbst nicht sinnhaften Voraussetzungen, dem Ort, den Trägern und den Modalitäten der Sinn-Genese“ (Gumbrecht 2005: 145) fragt. In diesem Kontext wird häufig auf eine Schichten-Metapher zurückgegriffen, die Materialität mit „Substrat“, „Träger“ oder „Oberfläche“ (Linke und Feilke 2009) verbindet, wobei bei all diesen Bestimmungen deren perzeptuelle Wahrnehmbarkeit betont wird. Nicht selten scheint hinter diesem metaphorischen Verständnis die Vorstellung einer hinter oder über der Materialität liegenden immateriellen Bedeutungsebene durch, die anders als die Materialität selbst nicht sinnlich wahrnehmbar ist. Mit Krämer (2002: 234) lässt sich diese Auffassung, „daß das, worauf es ankomme“ – die Welt des Sinns – „hinter den sinnlichen Phänomenen liege“ auch als „Zwei-Welten-Modell“ charakterisieren, weil damit eine „doppelbödiges Welt“ entsteht, in der Sinn und Geist als immaterielle Welt abgespalten sind von der sinnlich erfahrbaren materiellen Welt. Wie im geläufigen Sinne fungiert Materialität in diesem Modell als Gegenbegriff zu Immaterialität. Die Trennung zwischen einer materiellen und einer konzeptuell-semantischen Ebene als zwei unabhängigen ‚Welten‘ manifestiert sich häufig in einer zeitlichen Logik, bei der das Materielle entweder als vorgängig betrachtet oder von einer nachträglichen „materiellen Realisierung“ existierender Konzepte, Genres etc. ausgegangen wird. Spuren solch einer „Zwei-Welten“-Auffassung finden sich auch noch im Rahmen der Multimodalitätsforschung (siehe unten), auch wenn diese gerade die Einbeziehung unterschiedlicher materieller Einflüsse auf den Prozess der Bedeutungserzeugung zum Programm erhoben hat.

3. Mode und Modalität

Die Multimodalitätsforschung beschäftigt sich mit Fragen der Materialität vor allem unter dem Begriff der Modalität. Im Kontext der Psychologie sowie in den Kognitions- und Neurowissenschaften bezieht sich Modalität auf die Perzeption und bezeichnet die verschiedenen Sinneswahrnehmungen über die einzelnen Sinnesorgane (vgl. exemplarisch Damasio 1989; Wenninger u.a. 2000; Bellebaum u.a. 2012; Colman 2015). Modalität wird hier insofern als Eigenschaft von Materialität betrachtet, als uns jede Form der Materialität ausschließlich über die Sinne zugänglich ist und damit nur über bestimmte Modalitäten erfahrbar ist. Modalität ist in diesem Verständnis also eine mit Blick auf die menschlichen Sinnesorgane vorgenommene Bestimmung von materiellen Qualitäten und insofern immer schon an den Prozess der Wahrnehmung gebunden.

In der Multimodalitätsforschung, die sich (mehr oder weniger stark) an die Social Semiotics anlehnt, wird der Modalitätsbegriff hingegen meist vom Begriff *Mode* abgeleitet.

Auch hier spielt der Bezug zu den unterschiedlichen Sinneswahrnehmungen eine nicht unwesentliche Rolle, doch reicht die Bedeutung von *Mode* deutlich darüber hinaus: „Although links between sensory modalities and semiotic modalities are often drawn, it is also always accepted as uncon-

troversial that there is something ‘more’ to a semiotic mode that is not exhausted by identifying the sensory channel“ (Bateman 2016: 42).

Trotz seiner zentralen Bedeutung für die Multimodalitätsforschung und die Social Semiotics bleibt der Begriff *Mode* allerdings häufig vage und wird teilweise sehr unterschiedlich definiert. So wird beispielsweise nicht immer deutlich, inwiefern *Mode* mit Modalität gleichzusetzen ist (z.B. Jewitt u.a. 2016: 2) und inwiefern ‚semiotic mode‘ als Spezifizierung oder als Äquivalent von *Mode* zu verstehen ist (z.B. Bateman u.a. 2017: 112f.). Bateman u.a. (2017: 19) fassen die Heterogenität der Verwendungsweisen dahingehend zusammen, dass im Grundsatz „almost anything that one considers as potentially contributing to a meaning-making situation may come to be treated as a ‘mode’.“ Dabei gibt es sowohl Ansätze, die der Uneindeutigkeit durch eine Systematisierung und Präzisierung der Verwendungsweisen entgegenzuwirken versuchen, als auch Positionen, die die Vagheit programmatisch verstanden wissen wollen im Sinne eines operativen Begriffs, dessen nähere Bestimmung vom jeweiligen empirischen Untersuchungsgegenstand abhängt. Entsprechend tritt an die Stelle einer Definition häufig die Auflistung von Beispielfällen.

Klug und Stöckl (2015) unterscheiden – ähnlich wie Bucher (2011: 113f.) – in ihrer Übersicht zwei Verwendungsweisen von *Mode*: eine empirische und eine kategoriale. Unter erstere Lesart subsumieren sie die Ansätze, die in Anlehnung an Kress eine operative und praxeologische Verwendung vorziehen und sich mit dem Begriff ohne genauere definitorische Abgrenzung generell auf die Vielfalt sozio-kultureller Ressourcen der Bedeutungserzeugung beziehen (Klug und Stöckl 2015: 245). Was als *Mode* zu verstehen ist, wird demnach diskursiv bestimmt: „socially, a mode is what a community takes to be a mode and demonstrates that in its practices“ (Kress 2014: 65). Ergänzend zu dieser Lesart plädieren Klug und Stöckl allerdings für eine Präzisierung des Begriffs mittels einer analytisch-systematisierenden Kategorisierung der unterschiedlichen Aspekte, auf die mit dem *Mode*-Begriff Bezug genommen wird. In der kategorialen Lesart sind *Modes* demnach „primär Zeichensysteme, die über Ressourcen und Regeln ihrer Verwendung (Grammatik) verfügen“ (Klug und Stöckl 2015: 245). Als Zeichensysteme sind sie – in der Übersetzung von Klug und Stöckl deshalb auch Zeichenmodalitäten genannt – in ihrer Verwendung zwar notwendig an Materialität gebunden, jedoch entscheiden Materialität und die damit verbundene Form der Sinneswahrnehmung nicht darüber, was als *Mode* zu verstehen ist.

Wesentlich für die Divergenzen in den Lesarten ist die Frage, welche Bestimmungsmomente des Begriffs jeweils als zentral angesehen werden. Generell werden in den verschiedenen Ansätzen insbesondere die folgenden Aspekte aufgegriffen: (a) Materialität, (b) Sinnesmodalität, (c) Zeichensystem, (d) soziokulturelle Praktiken (vgl. zu einer ähnlichen Auflistung Klug und Stöckl 2015: 245), allerdings können sich Fokus und Gewichtung hier deutlich unterscheiden. Für Kress (2015: 55) etwa scheinen Materialität und deren sinnliche Wahrnehmung, also die Sinnesmodalität, stärker im

Vordergrund zu stehen, wenn er *Modes* als „material means“ bestimmt: „‘Material’ in the sense here employed refers to those phenomena which are accessible to and for engagement by the ‘senses’, the (human) sensorium.“ (Kress 2015: 51). *Modes* sind, wie er an anderer Stelle ausführt, aber auch für Kress keinesfalls gleichzusetzen mit Materialität oder materiellen Trägern, denn das Material fungiert nur als Ressource mit dem Potential, es zu *Modes* zu entwickeln: „Material ‘stuff’ has inherent qualities and characteristics; these can be seen as semiotic potentials and developed into modes.“ (Kress 2015: 57). Demgegenüber legen beispielsweise Klug und Stöckl (2015) sowie Stöckl (2016), wie bereits angedeutet, den Schwerpunkt stärker auf den strukturellen Zeichenaspekt und betonen vor allem systemische und funktionale Unterschiede zwischen den einzelnen *Modes*. Die unterschiedlichen Gewichtungen der einzelnen Bestimmungsmomente haben auch Auswirkungen auf das, was jeweils konkret als *Mode* kategorisiert wird (vgl. dazu Bateman u.a. 2017: 113; Schneider und Stöckl 2011b: 25f.). So werden etwa die immer wieder angeführten Beispiele von Rede (*speech*) und Schrift (*writing*) je nachdem als zwei verschiedene *Modes* (Kress 2015: 57; Jewitt und Henriksen 2016: 148) oder als unterschiedliche mediale Varianten eines *Modes* (*language*) eingeordnet (Klug und Stöckl 2015: 245, 247).

In der Uneindeutigkeit des *Mode*-Begriffs und den damit verbundenen unterschiedlichen Definitionen und Auffassungen scheint das Problem durch, dass die Beziehung zwischen Materialität und Zeichen – insbesondere wenn Zeichen als Elemente eines Zeichensystems in den Blick genommen werden – tendentiell unbestimmt bleibt und nur selten eingehender aus semiotischer Perspektive reflektiert wird (vgl. zu einer ähnlichen Diagnose Bateman 2018). Materialität fungiert nach wie vor primär als Träger, Grundlage, Ressource oder Ähnliches eines davon mehr oder weniger unabhängig konzipierten Zeichensystems. So sehr mit den Social Semiotics und den verschiedenen Multimodalitäts-Ansätzen auch die Bedeutung der Materialität für Prozesse der Bedeutungserzeugung betont wird, bleibt ihr Zusammenhang mit den verwendeten Zeichenrepertoires doch eher vage.

Einer der Gründe für das weitgehend ungeklärte Verhältnis mag darin zu suchen sein, dass die Verwendung des Begriffs Semiotik weniger auf eine zeichentheoretische Fundierung des Ansatzes verweist, sondern vor allem durch eine Abgrenzung von linguistischen Ansätzen motiviert ist. Die Theorie der Social Semiotics ist wesentlich darauf ausgerichtet, einen Gegenentwurf zu den verbreiteten Annahmen vom Primat der Sprache gegenüber anderen Zeichenarten zu liefern und einer Reduktion von Kommunikation auf sprachliche Kommunikation entgegenzuwirken:

‘Language’, confidently assumed (in the ‘West’) as the guarantor of what is distinctively human, rational, essential for reflection, capable of expressing every aspect of human life, is being challenged in its hitherto central position by other means of making meaning, by other means of shaping identity (Kress 2015: 49).

So ist auch *Mode* wesentlich als Gegenbegriff zum Begriff der Sprache und dessen Ausdehnung auf nicht-sprachliche Zeichentypen zu verstehen.² Kress (2015: 49 und 52f.) wendet sich damit gegen metaphorische Übertragungen des Begriffs Sprache auf andere semiotische Anwendungsfelder wie sie etwa in den Komposita „Bildsprache“, „Filmsprache“ usw. geläufig sind.

Bezogen auf den genuinen Gegenstand der Semiotik, das Zeichen, zeigen sich in vielen Arbeiten aus dem Bereich der Multimodalitätsforschung noch mehr oder weniger Elemente einer Zeichenauffassung, die von zwei getrennten Sphären ausgeht, einer Sphäre materieller semiotischer Ausdruckspotentiale und einer Sphäre immaterieller Bedeutungen. So heißt es etwa in den Erläuterungen von Jewitt und Henriksen (2016: 147) zum Begriff der semiotischen Ressource: „They [people, E.L.] bring together a semiotic resource (a *signifier*) with the meaning (the *signified*) that they want to express.“ Kress und van Leeuwen (2006: 8f.) charakterisieren den Prozess des „sign-making“ sogar explizit als einen, „in which the signifier (the *form*) and the signified (the *meaning*) are relatively independent of each other until they are brought together by the sign-maker in a newly made sign“.³ Annahmen wie diese, die von einer prinzipiellen Unabhängigkeit von materieller und semantischer Ebene ausgehen, (vgl. dazu auch Steinseifer 2011: 170ff.) sowie eine mangelnde semiotische Reflexion stehen nicht selten einer differenzierteren Analyse der Beziehungen zwischen Materialität und Zeichenprozessen und ihrer systematischen Erfassung über Einzelfälle hinaus im Wege.

4. Peirces Perspektivierung der Zeichenmaterialität

Lohnenswert für eine Klärung des Verhältnisses zwischen Materialität und Bedeutungskonstitution erscheint ein Blick auf die Semiotik selbst, genauer auf die semiotischen Überlegungen ihres Gründervaters Charles Sanders Peirce. Peirce nähert sich dem Phänomen der Materialität vom Zeichen aus an. Materialität gehört für ihn keiner anderen Sphäre an als das Zeichen, vielmehr ist die Materialität elementarer Bestandteil und damit Bedingung sine qua non für die Existenz von Zeichen. Ebenso wenig, wie sich das Zeichen unabhängig von materialen Qualitäten denken lässt, lässt sich auch die Materialität unabhängig vom Zeichen betrachten. Denn für Peirce ist die Wahrnehmung von Materiellem wie jede Form der Erkenntnis immer schon ein zeichenvermittelter Prozess (vgl. dazu ausführlicher Fehrmann und Linz 2004: 99ff.). Zur Verdeutlichung seiner Annahmen zum Zusammenhang von Materialität und Zeichen und damit auch zum Einfluss der Materialität auf die Bedeutungserzeugung bietet sich seine Zeichentypologie von 1903 an, in der er erstmals auch eine Ausdifferenzierung der Zeichenmaterialität vornimmt (Freadman 1996: 145, 152). Im Folgenden sollen einige der Zeichendimensionen, die Peirce in seinem Typologieentwurf unterschieden hat, herausgegriffen werden, um daran seine Auffas-

sung von der Materialitätsgebundenheit von Zeichen und der Zeichengebundenheit der Materialitätswahrnehmung zu erläutern und ihr Potential für multimodale Kommunikationsanalysen zu veranschaulichen. Als Voraussetzung dazu werden zunächst in aller Kürze Grundzüge von Peirces Kategorienlehre und seinem Zeichenbegriff in Erinnerung gerufen, auf denen er seine Zeichenkategorisierungen aufbaut. Für den hier diskutierten Argumentationszusammenhang wird dabei von Modifikationen und Revisionen, die Peirce im Laufe der Jahre an seinen systematischen Entwürfen vorgenommen hat, abgesehen, auch wenn damit notwendig Verkürzungen verbunden sind.

4.1 Peirces Zeichendefinition und seine Annahme universaler Kategorien

Zentral für Peirces Bestimmung des Verhältnisses von Materialität und Zeichen ist seine dreirelationale Zeichendefinition, die sich grundlegend von systemischen Zeichendefinitionen, wie sie etwa in den Social Semiotics weiterwirken, unterscheiden. Für Peirce ist all das ein Zeichen, „which determines something else (its *interpretant*) to refer to an object to which itself refers (its *object*) in the same way, the interpretant becoming in turn a sign, and so on *ad infinitum*.“ (CP 2.303). Die Tatsache, dass Peirce einen Pol der Trias, die ‚materiellen Qualitäten‘ des Zeichens (EP 1: 40), etwas unglücklich auch „sign“ (teilweise auch Repräsentamen) nennt, kann leicht zu der Fehlinterpretation verleiten, dass er Zeichen (wie bei nomenklatorischen Zeichenauffassungen) mit einem materiellen Signifikanten gleichsetze. Der Begriff „sign“ darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Zeichen als materielles ‚Ding‘ für Peirce keinen autonomen Zeichenstatus hat – Bateman u.a. (2017: 57) und Bateman (2018: 6) wählen deshalb zur Verdeutlichung den Begriff „sign-vehicle“ –, sondern lediglich ein unselbständiges, allerdings notwendiges Element einer triadischen Zeichenstruktur aus Zeichen(mittel), Objekt und Interpretant bilden:

A Sign, or Representamen, is a First which stands in such a genuine triadic relation to a Second, called its Object, as to be capable of determining a Third, called its Interpretant, to assume the same triadic relation to its Object in which it stands itself to the same Object. The triadic relation is genuine, that is, its three members are bound together by it in a way that does not consist in any complexus of dyadic relations (EP 2: 272f.).

Zeichen lassen sich somit nicht auf eine materielle Gestalt reduzieren, sie existieren nicht unabhängig von ihrer Beziehung zu einem Objekt und einem Interpretanten. Näher erläutern lässt sich diese für Peirce zeichenkonstitutive dreirelationale Struktur unter Hinzuziehung seiner folgenden Zeichendefinition:

A sign is a thing which serves to convey knowledge of some other thing, which it is said to stand for or represent. This thing is called the object of the sign, the idea in the mind that the sign excites, which is a mental sign of the same object, is called an interpretant of the sign“ (EP 2: 13).

Wie in vielen klassischen Zeichendefinitionen ist auch für Peirce ein Zeichen zunächst dadurch definiert, dass es für etwas anderes steht, von ihm Objekt genannt, wobei dieses Objekt nicht nur auf Gegenständliches beschränkt ist, sondern die unterschiedlichsten Arten von Entitäten umfassen kann. Eine Beziehung zwischen Zeichen und Objekt reicht für Peirce aber nicht aus, um von einem Zeichen sprechen zu können. Zeichen existieren vielmehr nur in Bezug auf einen Zeicheninterpretanten, bei dem oder der das Zeichen eine Idee des Objekts hervorruft, den sogenannten Interpretanten des Zeichens. Der „Interpretant“ ist somit nicht misszuverstehen als Interpret des Zeichens, er bezeichnet für Peirce vielmehr die Wirkung, die das Zeichen bei den Interpretierenden hervorruft, sei es ein Gefühl, eine körperliche Reaktion, eine Idee oder eine Deutung usw., wobei diese Wirkung, anders als es die zitierte Definition nahelegt, von Peirce nicht nur auf bewusste Prozesse eingeschränkt wird. Ein Interpretant existiert ebenso wenig unabhängig von einem Zeichen wie ein Zeichen unabhängig von einem Interpretanten existiert. Für Peirce wird ein Zeichen erst dadurch zum Zeichen, „daß es sich an den Geist richtet. Es genügt nicht, daß es sich in einer Relation zu seinem Objekt befindet [...]. Es muß, anders ausgedrückt, nicht nur in dieser Relation zum Objekt stehen, sondern der Geist muss erkennen, daß es in dieser Relation steht“ (Sem. 1: 188). Zeichen stehen damit nicht nur für etwas, sondern „Zeichen sind Zeichen für jemanden“ (Nagl 1992: 40), erst ihre *R e z e p t i o n* als Zeichen für ein Objekt macht sie zu Zeichen. Die Wirkung oder Idee des Objekts, die das Zeichen bei den Interpretierenden hervorruft, lässt sich mit Peirce nun wiederum selbst als Zeichen verstehen, als ein mental erzeugtes Zeichen, das sich auch auf das Objekt bezieht und somit nun seinerseits als Folgezeichen einen weiteren Interpretanten evozieren kann usw. Aus dieser rekursiven Definition des Interpretanten lassen sich zwei Folgerungen ableiten:

Zu m e i n e n ist die Zeicheninterpretation kein isolierter Akt, sondern grundsätzlich in eine Kette von weiteren, potentiell futurischen Zeicheninterpretationen eingebettet. Das Zeichen ist – in den Worten Schönrichs (1990: 108) – „prinzipiell ungesättigt“, es weist „über sich hinaus auf weitere Zeichen“, d.h., es ist per definitionem in einen infiniten Zeichenprozess eingebunden.⁴

Zu m z w e i t e n hat die Bestimmung des Interpretanten als Zeichen auch Implikationen für die Wahrnehmung von Objekt und materiellem Zeichen(mittel). Wenn jede Interpretation eines Zeichens selbst immer ein Zeichen ist, dann sind auch materielle Zeichengestalt und Zeichenobjekt nur zeichenvermittelt erfahrbar (Sem. 1: 427). Bezogen auf das Objekt bedeutet dies, dass es grundsätzlich nur als durch ein Zeichen interpretiertes Objekt wahrgenommen werden kann. Insofern die Art und Weise,

wie sich ein Zeichen auf ein Objekt beziehen kann, notwendig auf bestimmte Aspekte beschränkt bleiben muss – auf eben die Aspekte, die in der Interpretation des Zeichens aktiviert werden – kann ein Objekt, wie in der Diskussion von Peirces Zeichentypologie noch deutlicher werden wird, abhängig vom jeweiligen Zeichen auch immer nur in bestimmten Hinsichten vergegenwärtigt werden. Selbst komplexe Zeichen können immer nur eine gewisse Idee des Objektes, ein je spezifisches, eingeschränktes Wissen über das Objekt vermitteln.⁵ In analoger Weise sind auch die materiellen Qualitäten des Zeichens nicht zeichenunabhängig erfahrbar, sie sind nur als *Zeichenmaterialität* wahrnehmbar. Mit anderen Worten, auch materielle Qualitäten lassen sich nicht unmittelbar, interpretationsfrei wahrnehmen, ihre Rezeption ist immer schon eine durch Zeicheninterpretation kategorisierte Form der Wahrnehmung.

Eine differenziertere Sicht auf die Zusammenhänge zwischen Zeichen, Objekt und Interpretant – im Folgenden zur Unterstreichung der wechselseitigen Abhängigkeit mit Nagl (1992: 35ff.) „Zeichenpole“ genannt – und damit auch auf die theoretische Frage nach dem Verhältnis zwischen Zeichen und Materialität ermöglichen die unterschiedlichen Versionen einer Zeichentypologie, die Peirce in den späteren Jahren entworfen hat und von denen hier die bekannteste von 1903 herausgegriffen werden soll. Peirce (EP 2: 290ff.) nimmt dort für jeden der drei Zeichenpole, von ihm Korrelate genannt, eine dreifache Untergliederung vor und erhält so folgende drei Trichotomien, die jeweils nur spezifische Zeichendimensionen und keine vollständigen Zeichen darstellen:

	Zeichen	Objekt	Interpretant
Ersttheit	Qualizeichen (<i>tone</i>)	Ikon	Rhema
Zweittheit	Sinzeichen (<i>token</i>)	Index	Dicent
Drittheit	Legizeichen (<i>type</i>)	Symbol	Argument

Basis der Ausdifferenzierung der Zeichenpole sind die von Peirce angenommenen universalen Kategorien *Ersttheit* („*Firstness*“), *Zweittheit* („*Secondness*“) und *Drittheit* („*Thirdness*“), die er in kritischer Auseinandersetzung mit Kant entwickelt und die von Beginn an seine Arbeiten prägen. Auch wenn sich die Ableitung der Kategorien im Laufe der Schriften von logischen hin zu phänomenalen Begründungen ändert, bleiben die Grundstruktur und ihr Universalitätsanspruch durchgängig erhalten. Ersttheit, Zweittheit und Drittheit kennzeichnen für Peirce die universalen Erkenntnisformen, d.h. „the elements, or, if you please, the kinds of elements, that are invariably present in whatever is, in any sense, in mind. [...] Since all three are invariably present, a pure idea of any one, absolutely distinct from the others, is impossible“ (EP 2: 267). Die postulierten Kategorien beziehen sich also nicht auf die Struktur der Welt an sich, sondern auf „whatever is [...] in mind“, d.h. auf die menschlichen Möglichkeiten der Erschließung von Welt. Die allgemeine Struktur unserer Erkenntnis lässt sich für Peirce über die

Unterscheidung von monadischen, dyadischen und triadischen Relationen beschreiben (EP 2: 160ff.). Alle höherstufigen Relationen können ihm zufolge auf dreistellige Relationen zurückgeführt werden, dyadische und triadische Relationen aber sind für ihn nicht reduzierbar (vgl. Oehler 1993: 55). Dabei ist zu beachten, dass es sich bei der Unterscheidung der Kategorien um eine analytische Differenzierung handelt, die Kategorien also nicht unabhängig voneinander gedacht werden können, sondern sich wechselseitig bedingen.

Mit der Kategorie der *Erstheit* bezieht sich Peirce auf die hypothetische Form einer unmittelbaren Gegenwärtigkeit vor jeder Art der Differenzierung oder Bewusstmachung. In logischer Hinsicht handelt es sich um einstellige Prädikate, in phänomenologischer um „Gefühlsqualitäten und Sinnesempfindungen“ (Peirce 1983: 57), etwa die Qualität der Röte. Da eine solche differenzlose Unmittelbarkeit nicht existiert, sondern nur analytisch angenommen werden kann, bleiben Phänomene der Erstheit für sich genommen grundsätzlich „bloße Möglichkeit“ (Peirce 1983: 57).

Zweitheit ist die Kategorie der Unterscheidung oder Relation, d.h. die Form der Erfahrung einer Entität in Bezug auf eine zweite Entität. In logischer Hinsicht setzt jede Form der Abgrenzung, der Negation, des Vergleichs eine Relation zwischen zwei Entitäten und damit die Kategorie der Zweitheit voraus. In phänomenologischer Hinsicht fällt für Peirce unter die Kategorie der Zweitheit auch die physische Erfahrung einer Außenwelt, die sich für ihn in der Widerständigkeit der Dinge zeigt. Er wählt hier zur Veranschaulichung das Beispiel einer leicht geöffneten Tür, die sich nur unter Kraftanstrengung vollständig öffnen lässt. In der körperlichen Wahrnehmung eines Widerstands beim Versuch, die Tür zu öffnen, in diesem „Zwang zur Erfahrung“ (Peirce 1983: 55) erfährt das Subjekt die Realität einer Außenwelt, die Existenz eines von ihm selbst unterschiedenen Gegenstandes, auf den es mit Kraftanstrengung reagieren muss. Auch die Zweitheit reicht aber nicht aus, um die Struktur unserer Erkenntnis zu beschreiben.

Die Kategorie der *Drittheit* bezieht sich auf dreistellige Relationen und bezeichnet die Form der Vermittlung, d.h. die Reflexion unserer Bezugnahme auf die Welt: „Drittheit finden wir überall dort, wo ein Ding eine Zweitheit zwischen zwei Dingen erzeugt. In allen diesen Fällen wird man finden, daß das Denken eine Rolle spielt“ (Peirce 1983: 57).

Category the First is the Idea of that which is such as it is regardless of anything else. That is to say, it is a *Quality* of Feeling.

Category the Second is the Idea of that which is such it is as being Second to some First, regardless of anything else and in particular regardless of any *law*, although it may conform to a law. That is to say, it is *Reaction* as an element of the Phenomenon.

Category the Third is the Idea of that which is such as it is being a Third, or Medium, between a Second and its First. That is to say, it is *Representation* as an element of the Phenomenon (EP 2: 160).⁶

Als universale Erkenntniskategorien, die jede Form unseres Weltzugangs bestimmen, greift Peirce bei jeder seiner semiotischen Ausdifferenzierungen auf sie zurück. So bestimmt er auch das Zeichen selbst über die drei Kategorien mit dem Zeichen(mittel) als Phänomen der Erstheit, der Beziehung zwischen Objekt und Zeichen als Phänomen der Zweitheit und dem Interpretanten als Phänomen der Drittheit. Zugleich liefert das Zeichen mit den genannten Abhängigkeiten des Zeichen(mittel)s und des Objekts vom Interpretanten ein Beispiel dafür, inwiefern die Kategorien, auch wenn sie eigene Formen der Erkenntnis bilden, miteinander verbunden sind und die niedrigeren Kategorien auf die höheren Kategorien verwiesen sind. Generell ist bei der Anwendung der Kategorien zu berücksichtigen, dass die Kategorien der Erstheit und Zweitheit die Kategorie der Drittheit logisch voraussetzen, weil Qualitäten nur in Relation zu anderen Qualitäten unterschieden und abgegrenzt werden können (Abhängigkeit der Erstheit von der Zweitheit), Relationen ihrerseits aber nicht gegeben sind, sondern erst hergestellt beziehungsweise erkannt werden müssen (Abhängigkeit der Zweitheit von der Drittheit). Daher handelt es sich bei Erstheit, Zweitheit und Drittheit auch nicht um sich exkludierende Kategorien:

The universal categories [...] belong to every phenomenon, one being perhaps more prominent in one aspect of that phenomenon than another but all of them belonging to every phenomenon (EP 2: 148).

Diese kategorialen Abhängigkeiten sind auch für die Interpretation der oben angeführten Zeichentypologie von zentraler Bedeutung. Der Aufbau der Typologie ergibt sich daraus – deshalb ist der Bezug auf die Kategorien hier auch notwendig –, dass Peirce die drei Kategorien wiederum auf jeden der Zeichenpole separat anwendet. Insofern bildet die Typologie – mit Bateman (2018: 5) gesprochen – „a striking example of a fractal system *avant la lettre*“.

4.2 Zeichenmaterialität: Type – Token – Tone

Für die hier diskutierte Frage, wie der Begriff der Materialität und das Verhältnis zwischen Materialität, Modalität und Zeichen näher zu bestimmen sind, ist zunächst insbesondere die in der Zeichentypologie vorgenommene Ausdifferenzierung des materiellen Zeichenpols aufschlussreich. Peirce differenziert das Zeichen(mittel) in *Qualizeichen*, *Sinzeichen* und *Legizeichen*, besser bekannt unter der später eingeführten Terminologie *Tone*, *Token* und *Type* (vgl. etwa EP 2: 480 und 488). Wie erwähnt, orientiert sich die Einteilung wiederum an der universalen Kategorienstruktur: *Qualizeichen* (*Tone*) meint als Phänomen der Erstheit das sinnlich Rezipierbare eines Zeichens als Möglichkeit; *Sinzeichen* (*Token*) als Phänomen der Zweitheit die individuelle, singuläre Realisierung eines Zeichens und *Legizei-*

chen (Type) als Phänomen der Drittheit das regelgemäß verwendete Zeichen, d.h. das Zeichen als Typus:

A *Qualisign* is a quality which is a sign. It cannot actually act as a sign until it is embodied; but the embodiment has nothing to do with its character as a sign.

A *Sinsign* (where the syllable *sin* is taken as meaning 'being only once,' as in *single*, *simple*, Latin *semel*, etc.) is an actual existent thing or event which is a sign. It can only be so through its qualities; so that it involves a qualisign, or rather, several qualisigns. But these qualisigns are of a peculiar kind and only form a sign through being actually embodied.

A *Legisign* is a law that is a sign. This law is usually established by men. Every conventional sign is a legisign. It is not a single object, but a general type which, it has been agreed, shall be significant. Every legisign signifies through an instance of its application, which may be termed a *Replica* of it. [...] The replica is a sinsign. Thus, every legisign requires sinsigns. But these are not ordinary sinsigns, such as are peculiar occurrences that are regarded as significant. Nor would the replica be significant if it were not for the law which renders it so (EP 2: 291).

Gerade in der bekannten Unterscheidung von *Type* (Legizeichen) und *Token* (Sinzeichen) wird häufig übersehen, dass Peirce sie zusammen mit einer dritten Variante, dem *Tone* (Qualizeichen), an anderer Stelle auch *Tuone* genannt⁷, eingeführt hat und mit allen drei Zeichenmomenten ausschließlich die „Materie des Zeichens“ (Sem. 3: 216), d.h. die Dimension des Zeichenmittels in den Blick nimmt. Auch der *Type* (das Legizeichen) bezeichnet also nicht nur eine materialitätsunabhängige systemische Zeichendimension, sondern bezieht sich auf die Materialität des Zeichens in ihrer systemischen Qualität.

Die Zeichenmaterialität kann somit erstens aus der Perspektive ihrer konventionalisierten Merkmale betrachtet werden, als *Type* (Legizeichen), dann handelt es sich um eine Fokussierung derjenigen materiellen Aspekte, die unabhängig von ihren konkreten Realisierungen als identitätsstiftende Erkennungsmerkmale eines Zeichens fungieren. Sie kann zweitens aus der Perspektive ihrer konkreten Verkörperung in einem einzelnen Zeichenvorkommen betrachtet werden als *Token* (Sinzeichen), also als „ein existierendes Ding oder ein wirklich existierendes historisches Ereignis, das als Zeichen dient“ (Sem. 3: 216). *Token* (Sinzeichen) bezeichnet das individuelle singuläre Zeichenvorkommen, das als konkretes Ereignis einmalig und nicht wiederholbar ist. Drittens kann die Zeichenmaterialität als *Tone* (Qualizeichen), d.h. als diejenigen perzeptuellen Qualitäten des Zeichens in den Blick genommen werden, „die an sich zu ihm gehören und nichts mit seiner repräsentativen Funktion zu tun haben“ (Peirce 1967: 200; vgl. auch Nagl 1992: 35). *Tone* bezieht sich somit analytisch auf all diejenigen materiellen Qualitäten, die sinnlich wahrnehmbar und potentiell bedeutungsrelevant werden können. Allerdings bleiben diese notwendig vage und hypothetisch (Sem. 3: 222), solange sie nicht in einem Zeichen verkörpert sind. Die materiellen Qualitäten verfügen zwar über eine Eigenständigkeit,

die im Kontext der Social Semiotics als *affordances* (Bateman u.a. 2017: 90; Jewitt und Hendriksen 2016: 148f.; Kress 2014: 64) thematisiert wird, sie bleiben aber unabhängig vom Zeichen bloße Möglichkeit. Weder ein *Tone* (Qualizeichen) noch ein *Type* (Legizeichen) existiert unabhängig von einem *Token* (Sinzeichen), sie bedürfen beide der Instantiierung in einem *Token* (Sem. 3: 216; Pape 1989: 284ff.). Das Zeichen als *Tone* wiederum ist als Phänomen der Erstheit notwendig sowohl im *Token* als auch im *Type* enthalten. Insofern handelt es sich auch bei dieser Einteilung um eine primär analytische Unterscheidung.

4.3 Peirces Konzeption der Ikonizität

Verdeutlichen lassen sich die Implikationen dieser Zeichenbestimmung unter Hinzuziehung der zweiten Trichotomie, die sich auf den Objektpol bezieht. Exemplarisch sollen hier die ikonischen Zeichen herausgegriffen werden, da sich diese gerade über ihre Beziehung zur Zeichenmaterialität definieren. Im Kontext der Peirce'schen Zeichentypologie bezeichnen *Ikon*, *Index* und *Symbol* – anders als häufig angenommen – keine eigenständigen Zeichentypen, sondern unterschiedliche Arten des Objektbezugs von Zeichen. Die Einteilung gibt also Auskunft darüber, in welcher Beziehung das Zeichen zum Objekt steht. Auch diese Kategorisierung spiegelt die universalen Kategorien wider. Ikon ist ein Element der Erstheit, Index der Zweitheit und Symbol ein Element der Drittheit.

Ikonische Zeichen, die Peirce bezeichnenderweise auch „likenesses“ nennt, „serve to represent their objects only insofar as they resemble them in themselves“ (EP 2: 460f.): „An *Icon* is a sign which refers to the Object it denotes merely by virtue of characters of its own“ (EP 2: 291). Ein Ikon bezieht sich demnach dadurch auf ein Objekt, dass das Zeichen(mittel) über gewisse ähnliche materielle Qualitäten verfügt wie das Objekt. Ein Phänomen der Erstheit ist das Ikon deshalb, weil es seine Zeichenfunktion nur mittels einzelner materieller Eigenschaften ausübt, mit denen sich zwar spezifische Eigenschaften des Objekts hervorheben lassen, nämlich eben jene, die das Ikon mit dem Objekt teilt. Da solch ein Bezug über die Ähnlichkeit aber grundsätzlich vage bleibt, lässt sich das Objekt ohne weitere Zeichen allein über das Ikon nicht eindeutig bestimmen (vgl. näher Linz und Grote 2003: 322ff. und 332f.).

Indexikalische Zeichen sind demgegenüber nicht über materielle Eigenschaften des Zeichenmittels, sondern über raumzeitliche Kontiguitäten zwischen Zeichen(mittel) und Objekt definiert. „An *Index* is a sign which refers to the Object that it denotes by virtue of being really affected by that Object“ (EP 2: 291). Als Zeichen, das über eine ‚wirkliche Verbindung‘ (Sem 1: 206), also über eine ‚reale Beziehung‘ (EP 2: 14) zum Objekt bestimmt ist, handelt es sich sowohl in relationenlogischer als auch in phänomenologischer Hinsicht um ein Phänomen der Zweitheit. Oft wird bei Gleichsetzungen von indexikalischen Zeichen mit Symptomen übersehen, dass Peirce die Defi-

nition des Indexes „by virtue of being in a real reaction with the object“ (EP 2: 306) nicht auf kausale Relationen beschränkt, sondern auch aufmerksamkeitslenkende Wirkungen mit einschließt (Fehrmann und Linz 2008: 261f., 268f.): „A pure index simply forces attention to the object with which it reacts and puts the interpreter into mediate reaction with that object, but conveys no information. As an example, take an exclamation ‘Oh!’“ (EP 2: 306) Entscheidend ist für Peirce, dass indexikalische Zeichen nicht informieren; anders als Ikonen und Symbole sagen sie nichts über die Objekte aus, auf die sie referieren (Fehrmann und Linz 2008: 267f.).

Arbiträre Zeichen schließlich bezeichnet Peirce als Symbole. Unter einem Symbol versteht Peirce „a conventional sign, or one depending upon habit“ (EP 2: 8). Symbole, unter die auch die Sprachzeichen fallen, sind insofern Phänomene der Drittheit, als eine Beziehung zum Objekt erst über die Zeichennutzer hergestellt wird. Der Bezug von Zeichen(mittel) und Objekt besteht nur durch die Interpretation des Zeichens als Zeichen für ein Objekt: „A Symbol is defined as a sign which is fit to serve as such simply because it will be so interpreted“ (EP 2: 307).

Wie für die erste Trichotomie des Zeichen(mittels) ist auch für die zweite Trichotomie zur Objektbeziehung erstens die These relevant, dass die niedrigeren Kategorien immer auch in den höheren enthalten sind, d.h. dass Erstheit Teil von Zweitheit sowie Erstheit und Zweitheit generell auch Teil der Drittheit sind. Aus der Annahme einer aufsteigenden Inklusion der universalen Kategorien lässt sich somit ableiten, dass Symbole, Indizes und Ikonen keine exkludierenden Zeichendimensionen bilden. Symbolische Zeichen können, ja müssen nach Peirces Logik durchaus mehr oder weniger ausgeprägte ikonische und indexikalische Dimensionen enthalten. Zweitens setzen Erstheit und Zweitheit, da alle Erkenntnis an reflexive Prozesse der Drittheit gebunden ist, notwendig die Kategorie der Drittheit voraus. Wenn Peirce also das Ikon als ein Phänomen der Erstheit und den Index als ein Phänomen der Zweitheit klassifiziert, so lässt sich aus der logischen Vorgängigkeit der Kategorie der Drittheit schließen, dass auch Indizes und Ikonen nicht symbolunabhängig zu denken sind, da die Beziehung zwischen Zeichen und Objekt selbst bei Ikonen und Index keine selbsterklärende ist, sondern über symbolische Interaktionen vermittelt wird. Da sich die Relation der Ähnlichkeit („likeness“) ausschließlich auf einzelne Qualitäten, nicht aber auf distinkte Konzepte beziehen kann, ist es unmöglich, ein Objekt, auf das ein Ikon referiert, ohne zusätzliche Informationen allein über das Ikon zu identifizieren. Ikonische Zeichen können deshalb nur unter Einbeziehung indexikalischer und symbolischer Spezifizierungen eindeutig interpretiert werden: „An icon can only be a fragment of a completer sign“ (EP 2: 306).

Im Gegensatz zum Symbol besteht bei Ikonen und Index zwar eine Relation zum Objekt (Ähnlichkeit bzw. raumzeitliche Kontiguität) unabhängig davon, ob sie als solche rezipiert wird. Aber auch für Ikonen und Index gilt, dass nicht die Beziehung zum Objekt an sich sie zu einem Zeichen macht. Ein materielles Vorkommen wird vielmehr – wie u.a. Elgin hervorgehoben

hat – erst zum Ikon bzw. zum Index, indem es als Zeichen(mittel) verwendet wird, das genau über die Ähnlichkeitsrelation bzw. die raum-zeitliche Beziehung auf ein Objekt referiert:

Something is an icon or an index only if it functions as such. A mug shot is an icon of the criminal and a fever an index of an illness because they are taken to signify their objects. But being taken to signify requires an interpretant or series of interpretants. So icons and indices, like conventional signs, are symbols. If a distinction is to be drawn, it must be within the class of symbols, not between signs that are symbols and signs that are not. [...] The issue is not whether a given symbol *S* could be an icon or index of *o* [object, E.L.], but whether it is actually one [...]. Whether *S* is an icon of *o* depends not just on whether there is a resemblance between *S* and *o*, but whether *S* refers via resemblance. And whether *S* is an index of *o* depends not just on whether there is a natural connection between the two, but whether *S* refers to *o* via that connection. If not, the resemblance and the natural connection, though real, are semiotically inert (Elgin 1996: 183).

Die Charakterisierung eines Zeichens als ikonisch oder indexikalisch ist damit als eine funktionale und kontextbezogene Bestimmung zu verstehen, die vom jeweiligen Verwendungszusammenhang abhängt (vgl. näher Linz und Grote 2003: 321f. und 332ff.).

5. Medientheoretische Implikationen der Peirce'schen Zeichentypologie

Aus den Überlegungen von Peirce lassen sich nun einige Konsequenzen hinsichtlich der materiellen Einflüsse auf den Prozess der Bedeutungserzeugung ableiten, die auch als Hinweise darauf gelesen werden können, wie sich die in der Multimodalitätsforschung als *mode* charakterisierten Beziehungen zwischen „material means“ und semiotischen Prozessen des „meaning making“ präzisieren lassen (vgl. dazu auch Bateman 2018).

(1) *Materialitätsgebundenheit der Bedeutungskonstitution*

Wie die Multimodalitätsforschung misst auch Peirce der Materialität eine zentrale Bedeutung für Prozesse des „meaning making“ bei. So zeigt etwa Kress deutliche Parallelen zu Peirces Thesen, wenn er betont, „that meaning ‘exists’ only when it is made material – ‘materialized’ oder ‘realized’ – in a specific mode or modes as multimodal ensemble“ (Kress 2014: 70): „meaning has to appear in material form“ (Kress 2014: 71). Pointierter noch als bei Kress ist die Bedeutung (als Interpretant) für Peirce aber nicht unabhängig von Zeichenmaterialitäten zu denken. Das materielle Zeichenmittel dient nicht nur einer (nachträglichen) materiellen Realisierung, sondern ist konstitutiver Bestandteil der Semiose und damit der Bedeutungserzeugung.

Peirces Differenzierung der Zeichenmaterialität in *Tone*, *Token* und *Type* ist mit der Annahme verbunden, dass die Bedeutungskonstitution (Interpretant) selbst unter systemischen Gesichtspunkten an Materialität gebunden ist. Selbst wenn es sich unter der Perspektive des *Types* (Legizeichen) um eine auf systemische Aspekte reduzierte Materialität handelt, so ist auch diese grundsätzlich als perzeptuell wahrnehmbare materielle Qualität zu verstehen. D.h., auch strukturelle Kategorien wie Genres, Texte usw. existieren für Peirce nicht losgelöst von materiellen Realisierungen. Unter Rückgriff auf die drei Dimensionen der Zeichenmaterialität lässt sich verdeutlichen, inwiefern die Materialität selbst in den Fällen eine Rolle spielt, die in der Regel als systemische Zeichenaspekte aus dem Bereich des Materiellen ausgegrenzt werden. Ein typisches Beispiel für ein verengtes Materialitätsverständnis liefert Assmann (1988: 144, vgl. Fix 2008: 347) in seiner Bestimmung von Buchstaben als *Type*:

Ein ‚R‘ kann in Stein gemeißelt, auf Papier geschrieben, in Rinde geritzt, in Fraktur, Bodoni, Garamond oder Helvetica gedruckt sein ohne seine Bedeutung, seinen Bezug auf das Phonem [r] im mindesten zu affizieren. Ausschlaggebend ist lediglich seine Distinktivität [...]. Alles andere gehört zur ‚Materialität‘ des Zeichens, die zwar unabdingbar ist, um die Bedeutung überhaupt zur Erscheinung kommen zu lassen, aber deren Spezifität zur Bedeutung selbst nichts beiträgt.

Mit Peirce sind Grapheme als Legizeichen (*Type*) zu kategorisieren, das heißt aber gerade nicht, dass sie einer Materialität entbehren, sondern vielmehr, dass die Materialität der Buchstaben aus dieser Perspektive nur in Bezug auf ihre distinktiven Merkmale wahrgenommen wird.⁸ Diese Merkmale wiederum lassen sich als Qualizeichen (*Tone*) betrachten, als materielle Qualitäten, die als Phänomen der Erstheit auch in dem Graphem als Phänomen der Drittheit enthalten sind und erst durch dieses ihre Bedeutung als distinktive Qualitäten erhalten. Beide, sowohl die distinktiven visuellen Qualitäten als *Tone* (Qualizeichen) als auch das Graphem als *Type* (Legizeichen) bedürfen der Instantiierung in einem Sinzeichen (*Token*), d.h., sie sind nur als konkretes materielles Ereignis wahrnehmbar. In ähnlicher Weise lässt sich ein gedruckter Buchstabe als *Token* einer Schriftart und damit in typographischer Hinsicht ebenso als *Type* betrachten (vgl. Fix 2008: 347f.), aber eben als ein anderer *Type*, der durch andere materielle Qualitäten des Buchstabens bestimmt ist und somit andere *Tones* (Qualizeichen) beinhaltet. Dasselbe Vorkommen kann somit simultan als *Token* unterschiedlicher *Types* und *Tones* fungieren (vgl. ähnlich Bateman 2018: 6f.).

Mithilfe der Peirce'schen Differenzierung kann auch das in der Multimodalitätsforschung immer wieder angeführte Beispiel der Farbe in seinen unterschiedlichen semiotischen Verwendungsweisen erfasst werden. Als *Tone* kann es etwa für eine mögliche perzipierbare Farbqualität stehen, die in spezifischen Gebrauchskontexten auch eine diskursiv verfestigte, abstrahierte Bedeutung als *Type* gewinnen kann, z.B. die Farbe Rot im Sinne

einer Warnung, wie sie u.a. bei Straßenschildern Verwendung findet, oder etwa Gelb oder Blau als Charakterisierungen eines bestimmten Straßentypus. Immer, auch als *Tone*, ist die Materialität aber ausschließlich zeichenvermittelt erfahrbar.

(2) Multimodale Zeichenprozessierung: Symbolische Ikonizität

Anders als bei symbolischen Zeichen hat die Zeichenmaterialität bei ikonischen Zeichen über das Definitionskriterium der Ähnlichkeit einen motivierenden Einfluss auf den semantischen Deutungsprozess. Nicht zufällig hält sich etwa bezüglich der Verwendung von Emoticons gerade im Alltagsverständnis bis heute die These, dass Emoticons ein Substitut für den mimischen Emotionsausdruck darstellen (Crystal 2001: 36; Runkehl, Schlobinski und Siever 1998: 96–99). Die Ähnlichkeit zwischen Emoticon und mimischem Ausdruck wird hier dahingehend interpretiert, dass das Emoticon als Zeichen für den mimischen Ausdruck steht, und insofern als freudiges Lächeln bzw. Ausdruck von Trauer usw. gedeutet. Auch wenn inzwischen eine ganze Reihe von Arbeiten gezeigt haben, inwiefern sich Emoticons und Emojis zunehmend zu symbolischen Zeichen entwickeln und heute in unterschiedlicher Weise als Symbol verwendet werden, etwa als Gliederungssignal oder als Sprechaktkmarker (Dresner und Herring 2010; Albert 2015; Imo 2015; Beißwenger und Pappert 2019), kann die ikonische Zeicheninterpretation aufgrund der materiellen Zeichengestalt fortwirken. Das Verhältnis zwischen ikonischer und symbolischer Zeichendimension lässt sich unter Bezug auf Peirces inkludierendes Kategorienverständnis dahingehend bestimmen, dass durch den häufig erfolgenden Symbolisierungsprozess von ikonischen Zeichen die ikonische Funktion des Referenzbezugs nicht vollständig verdrängt wird. Wie ikonische Sprachzeichen (z.B. Onomatopoetika oder ikonische Gebärden) können auch Emoticons durch einen habitualisierten oder gar konventionalisierten Gebrauch zu Phänomenen der „Erstheit in der Drittheit“ werden, d.h. zu Zeichen, bei denen die Eigenschaften symbolischer Zeichen dominieren, ohne dass das ikonische Moment gänzlich verloren geht.

In dieser Hinsicht unterscheidet sich die hier vorgeschlagene Interpretation der Peirce'schen Zeichentypologie von der Batemans (2018: 6f.; Bateman u.a. 2017: 61). Bateman u.a. (2017: 60f.) wenden sich gegen „mixtures“ von ikonischen, indexikalischen und symbolischen Zeichenrelationen im Sinne von „iconic symbols“ oder „iconic indexicals“ und treten stattdessen für eine strikte Trennung der verschiedenen Gebrauchsweisen als jeweils separate Zeichen ein. Eine an Peirces universellem Kategorienkonzept orientierte Deutung der typologischen Einteilung, wie sie hier verfolgt wird, als je unterschiedliche Dimensionen eines Zeichens hat demgegenüber jedoch den Vorzug, eine Erklärungsmöglichkeit zu eröffnen, wie ikonische oder indexikalische Zeichenaspekte auch in symbolischen Verwendungskontexten ihre semantische Wirksamkeit behalten können (vgl. zu

entsprechenden empirischen Befunden Grote und Linz 2002; Linz und Grote 2003). Verbunden damit ist die Annahme, dass sich der Einfluss der Ikonizität bei ikonischen Symbolen nicht auf ästhetische oder mnemotechnische Effekte, wie Keller (2018: 228) sie annimmt, reduziert, sondern sich auch im Prozess der Bedeutungserzeugung niederschlägt. Da die Ähnlichkeitsrelation zwischen ikonischem Zeichen und Objekt nicht einem zeichenunabhängig gegebenen Objekt gelten kann, sondern immer auf das „Object as cognized in the sign“ (EP 2: 495) bezogen ist, kann die ikonische Funktion des Zeichens darin gesehen werden, das Referenzobjekt als ein Objekt mit spezifischen, durch die Ähnlichkeitsrelation hervorgehobenen Eigenschaften zu konstituieren. Insofern wirkt sich die Materialität bei ikonischen Zeichen unmittelbar auf die Bedeutung aus. Zugleich verdeutlicht solch eine funktionale und prozessuale Definition ikonischer Zeichen die Zeichenabhängigkeit der Materialitätswahrnehmung, rückt die Ähnlichkeitsrelation doch auch auf Seiten des Zeichen(mittel)s spezifische materielle Qualitäten in den Fokus und motiviert damit deren spezifische Rezeption (z.B. die Kombination von Doppelpunkt und Klammer als Ähnlichkeit mit einem Gesichtsausdruck).

(3) Zeichen als Medium

Mit seinem prozessorientierten Zeichenbegriff und der These von der Materialitätsgebundenheit von Deutungsprozessen eröffnet Peirce auch Anschlüsse an den sprach- und medientheoretisch orientierten Medialitätsdiskurs (für einen Überblick vgl. Jäger 2015; Linz 2016; Schneider 2018). Stärker als in der Multimodalitätsforschung rückt im Medialitätsdiskurs die Frage nach den Wechselwirkungen zwischen Kommunikation und Medien in den Vordergrund. Peirces zeichentypologische Konzeption bietet sich nicht zuletzt insofern auch für eine Klärung der dort verhandelten Fragen an, als die theoretischen Entfaltungen des Medialitätskonzepts meist auch vom Zeichen als Grundmodell medientheoretischer Reflexion ausgehen und dabei zu ähnlichen Annahmen über das Verhältnis von Materialität und Zeichen gelangen. Wie Peirce mit seiner Zeichenkonzeption richten sich etwa auch Jäger (u.a. 2001, 2007, 2015) und Krämer (u.a. 2002, 2005) gegen eine Trennung von materieller und semantischer Betrachtungsebene und heben die konstitutive Interdependenz zwischen Materialität und Bedeutungskonstitution hervor (vgl. auch Linz 2016, Schneider 2018; Luginbühl 2019). Anders als bei Peirce fungieren hier allerdings Sprachzeichen und die sprachliche Kommunikation als Ausgangspunkt und theoretische Folie, um die Prozesse der Bedeutungserzeugung in ihrer unhintergebar materialen Verfasstheit in den Blick zu nehmen. Während die Multimodalitätsforschung gerade darauf ausgerichtet ist, das Primat der Sprache zu überwinden und die Gleichrangigkeit unterschiedlicher Zeichenarten hervorzuheben (Fricke 2012; Kress und van Leeuwen 2006; Jewitt u.a. 2016; Bateman u.a. 2017), wird das Konzept der Medialität primär am Gegenstand der

sprachlichen Kommunikation entwickelt (Jäger 2001, 2007; Krämer 2002, 2005; Schneider 2017, 2018; Stetter 2005), allerdings auch hier mit der Annahme einer prinzipiellen Multimodalität von Sprache (Jäger 2006; Fehrmann und Linz 2009; Fricke 2012). Sprache wird als „paradigmatischer Fall“ (Jäger 2015: 113) betrachtet, an dem sich grundlegende medientheoretische Probleme aufzeigen lassen, die mit einem instrumentellen Medienbegriff und einer damit verbundenen Ausgrenzung von Prozessen der Zeichenverwendung aus dem Bereich des Medialen verbunden sind (vgl. dazu insb. Jäger 2001, 2007, außerdem Schneider 2017, Linz und Fehrmann 2009, Linz 2016: 102f.). So setzt etwa Jäger gegen verbreitete Auffassungen von der Face-to-face-Kommunikation als einer Form unmittelbarer, nicht-medialer Kommunikation die zentrale These, „dass Medialität nicht nur als ein Bestimmungsmoment der im weitesten Sinne technischen Medien angesehen werden kann, sondern als eines, das bereits natürlichen Sprachen, unabhängig davon, ob sie mit literaler Medialität ausgestattet sind oder nicht, zugerechnet werden muss“ (Jäger 2015: 111). Ausgeweitet auf Kommunikation generell impliziert der Medialitätsbegriff damit eine Aufhebung der qualitativen Unterscheidung zwischen semiotischer und technisch-medialer Materialität und bezieht sich – ebenso wie das dazugehörige Adjektiv *medial* – gleichermaßen auf die Verfahren technischer Medien wie auf die Prozesse der Zeichenverwendung⁹: „Betrachtet man Zeichensysteme unter dem Aspekt ihrer Materialität sowie der Art der Zeichenprozessierung, dann betrachtet man sie als Medien“ (Schneider 2017: 38; vgl. Jäger 2001, 2007). Die Verzahnung von Zeichen und Medien betrifft aber nicht nur die Sicht auf Zeichen als Medium, sondern ebenso die Sicht auf Medien als „Verfahren der Zeichenprozessierung“ (Schneider 2017: 37; vgl. auch Jäger 2015). Aus der mit dem Medialitätskonzept verbundenen operativen Perspektive auf Medien lassen sich Medien, auch technische, nicht unabhängig von den semiotischen Verfahren und den Prozessen der Mediennutzung betrachten. An die Stelle eines weitgehend statischen und essentialistischen Verständnisses von Medien und Materialität als Träger bzw. Substrat tritt damit eine prozessuale Perspektive, die statt Medien die Verfahren der Medien in den Blick nimmt (Bartz u.a. 2012).

Dass Peirce selbst eine enge Verbindung zwischen den Begriffen Medium und Zeichen zieht und seine Zeichentheorie in gewisser Hinsicht wie eine Medientheorie *avant la lettre* gelesen werden kann, wird insbesondere in seinen späten Schriften deutlich, in denen er Zeichen mehrfach explizit als Kommunikationsmedium definiert, wie etwa in dem folgenden Zitat von 1906:

A sign is plainly a species of medium of communication, and medium of communication is a species of medium, and a medium is a species of third [...] Hence in Latin, where ‚medium‘ is a vernacular word, the distinction between it and ‚tertium‘ is slight (EP 2: 390; vgl. auch EP 2: 477; Sem. 3: 221).

Wie diese Definition bereits anzeigt, ist der Begriff des Mediums für Peirce mit einem konstruktiven Verständnis von „Vermittlung“ verknüpft, das er

ganz analog zum Zeichen als interdependentes triadisches Verhältnis ausweist (EP 2: 391). Seine Bestimmung des Zeichens als Medium unterstreicht nicht nur den Einschluss nicht-technischer Zeichenprozesse in den Bereich des Medialen, sondern stützt auch die grundlegende Kritik des Medialitätsdiskurses an essentialistischen Medienauffassungen, die Medien als materielle Träger und Übermittlungsinstrumenten von immateriellen Kommunikationsgehalten konzipieren. Auch Peirce vertritt ein prozessuales Konzept von (Zeichen-)Materialität und richtet seinen Fokus gerade auf die Verfahren der Zeichenverwendung.

Der Rückgriff auf Peirces Zeichentypologie kann durch seine prozessorientierte Ausrichtung, wie sie bereits in seinen Zeichenbegriff eingeschrieben ist, mit Blick auf die Medialitäts- und Multimodalitätsdiskurse dazu beitragen, unterschiedliche Arten und Weisen, wie sich die Materialität auf Kommunikationsprozesse auswirkt und an der Generierung von Inhalten im Zusammenspiel verschiedener Zeichentypen beteiligt ist, zu systematisieren und für empirische Analysen multimodaler Kommunikation zu operationalisieren (Bateman 2018; Fricke 2012). Zugleich rückt er einen medientheoretisch relevanten Aspekt in den Vordergrund, der in den aktuellen Debatten bisweilen etwas vernachlässigt wird – dass nämlich nicht nur die Materialität in jeder Form der Zeichenverwendung konstitutiv an der Bedeutungserzeugung beteiligt ist, sondern dass umgekehrt auch die Rezeption der Materialität selbst immer schon eine durch Zeichen gedeutete Rezeption ist (Linz 2016: 104–106). Unter Rekurs auf Luginbühls Begriff der „medialen Durchformung“ der Kommunikation (Luginbühl 2019: 126)¹⁰ lässt sich Peirces Annahme als doppelte These von der materiellen Durchformung der Semiose und der semiotischen Durchformung der Materialität reformulieren. Auch die materiale Formwahrnehmung ist demnach nicht unabhängig von dem semiotischen Verwendungszusammenhang, in dem Zeichen prozessiert werden. Peirces Zeichentheorie führt damit bereits am basalen Anwendungsfall des Zeichens *in nuce* die mit einem operativen Medienbegriff verbundene Annahme vor, dass die kommunikativen Zeichenprozessierungen, die in Medien vollzogen werden, zugleich auf deren Konstitution zurückwirken und unser Verständnis dessen prägen, was wir jeweils unter einem Medium verstehen.

Anmerkungen

- 1 Den anonymen Gutachter*innen danke ich für hilfreiche Kommentare, Hinweise und konstruktive Kritik.
- 2 Vgl. die entsprechenden Ausführungen von Kress in dem von Jeff Bezemer veröffentlichten Interview von Berit Hendriksen mit Gunther Kress „What is a Mode?“ unter <https://www.youtube.com/watch?v=kJ2gzOQHhI> (letzter Zugriff 15.03.2020).
- 3 Kress und van Leeuwen (2006: 8f.) führen zu dem Prozess weiter aus: „sign-makers use the forms they consider apt for the expression of their meaning, in

any medium in which they can make signs. [...] they consider the material form [...] an apt medium for the expression of the meaning they have in mind“.

- 4 Die triadische Relation von Zeichenmittel, Objekt und Interpretant allein konstituiert also noch kein Zeichen, erst durch die Einbettung in einen infiniten projektiven Zeichenprozess erfüllt es die notwendigen Bedingungen der Zeichenhaftigkeit, wie die folgende Definition von Peirce besonders deutlich macht: „Ein *Zeichen* ist irgendein Ding, das auf ein zweites Ding, sein *Objekt*, in Hinsicht auf eine Qualität in der Weise bezogen ist, daß es ein drittes Ding, seinen *Interpretanten*, in eine Relation zu demselben Objekt bringt, und zwar in der Weise, daß dieses dritte ein viertes Ding in derselben Form auf das Objekt bezieht, *ad infinitum*. Wird die Abfolge unterbrochen, bleibt die signifikante Eigenschaft des Zeichens unvollkommen. Es ist nicht notwendig, daß der Interpretant tatsächlich existiert. Ein Sein *in futuro* wird ausreichen.“ (Sem 1: 390; vgl. zur Kontinuität der Semiosis etwa auch EP 1: 39). Das Objekt des infiniten Zeichenprozesses bleibt zwar dasselbe, es wird aber jeweils in unterschiedlichen Hinsichten interpretiert, fungiert also gewissermaßen als „Knotenpunkt unbestimmt vieler solcher interpretierender Hinsichtnahmen [...], d.h. es wird als die durchgängige Einheit unendlich vieler Qualitäten projiziert, die erst in zukünftigen Interpretationshandlungen realisiert werden“ (Schönrich 1990: 109).
- 5 Auf Peirces Aufspaltung des Objektbegriffs in „immediate object“ und „dynamic object“, die nicht zuletzt aus dieser Schlussfolgerung resultiert, kann hier nicht näher eingegangen werden, vgl. dazu etwa Nagl (1992: 38f.) und Liszka (1996: 21ff.).
- 6 „Feeling“ definiert Peirce als „what is present [to the mind], without reference to any compulsion or reason“ (EP 2: 4).
- 7 „Das Wort ‚Tuone‘ ist eine Mischung von Tone (Ton) und Tune (Melodie). Es meint eine Gefühlsqualität, die bedeutungsvoll ist, ob sie nun einfach wie ein Ton ist oder komplex wie eine Melodie“ (Sem 3: 216).
- 8 Das Beispiel der Grapheme zeigt allerdings auch ein wesentliches Manko der Zeichentheorie von Peirce. Anders als bei Saussure fehlt in Peirces Semiotik eine Theorie der systemischen Zeichenbeziehungen, die hier natürlich zur Erklärung der Distinktivität einbezogen werden müsste.
- 9 Unter dem hier skizzierten Medialitätskonzept unterscheidet sich Medialität von Materialität damit nicht, wie etwa bei Fix (2008), durch jeweils andere Gegenstandsbereiche. Vielmehr markiert der Begriff der Medialität primär eine Differenz in der Perspektive, mit der materielle und multimodale Phänomene in den Blick genommen werden. Auch Multimedialität bezieht sich in diesem Rahmen nicht nur, wie von Fricke in ihrer Differenzierung der Begriffe Multimedialität und Multimodalität vorgeschlagen, auf die Kombination von unterschiedlichen Medien, sondern entspricht in diesem Verständnis eher Frickes Definition von Multimodalität (im engen und im weiteren Sinne) als ‚strukturelle und/oder funktionale Integration‘ unterschiedlicher medialer Zeichensysteme (Fricke 2012: 46ff.).
- 10 Luginbühl (2019: 126) schlägt den Begriff der „medialen Durchformung“ vor – in Abgrenzung zum häufig verwendeten Begriff der medialen Prägung, der weiterhin eine Schichtenmetapher und die damit verbundene zeitliche Logik einer Vorgängigkeit materieller „Substrate“ nahelegt – um hervorzuheben, „dass Kommunikation immer auf Medialität angewiesen ist und dass Medien das Kommunikat

nicht sekundär in einem engen technischen Sinn übertragen, sondern dass sich Kommunikation erst und nur in Medien ausformen kann“ (Luginbühl 2019: 126). Kommunikation ist somit „nicht nur in Bezug auf ihre Materialität, sondern auch in Bezug auf ihre Prozessualität [...] medial durchformt“ (Luginbühl 2019: 144).

Literatur

- Albert, Georg (2015). Semiotik und Syntax von Emoticons. *Zeitschrift für angewandte Linguistik (ZfAL)* 62, 3–22.
- Assmann, Jan (1988). Im Schatten junger Medienblüte. Ägypten und die Materialität des Zeichens. In: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (eds.). *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 141–160.
- Bartz, Christina, Ludwig Jäger, Marcus Krause und Erika Linz (2012). Einleitung – Signaturen des Medialen. In: Christina Bartz, Ludwig Jäger, Marcus Krause und Erika Linz (eds.). *Handbuch der Mediologie. Signaturen des Medialen*. München: Fink, 7–15.
- Bateman, John A. (2016). Methodological and Theoretical Issues in Multimodality. In: Hartmut Stöckl und Nina-Maria Klug (eds.), 36–74.
- Bateman, John A. (2018). Peircean Semiotics and Multimodality: Towards a New Synthesis. *Multimodal Communication* 7, 1, 36–74. <https://doi.org/10.1515/mc-2017-0021>
- Bateman, John A., Janina Wildfeuer und Tuomo Hiippala (2017). *Multimodality. Foundations, Research and Analysis. A Problem-Oriented Introduction*. Berlin und Boston: de Gruyter.
- Beißwenger, Michael und Steffen Pappert (2019). *Handeln mit Emojis. Grundriss einer Linguistik kleiner Bildzeichen in der WhatsApp-Kommunikation*. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr.
- Bellebaum, Christian, Patrizia Thoma und Irene Daum (2012). *Neuropsychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bucher, Hans-Jürgen (2011). „Man sieht, was man hört“ oder: Multimodales Verstehen als interaktionale Aneignung. Eine Blickaufzeichnungsstudie zur audio-visuellen Rezeption. In: Jan Georg Schneider und Hartmut Stöckl (eds.), 109–150.
- Colman, Andrew M. (2015). Lexikoneintrag „sensory modality“. In: Andrew M. Colman. *A Dictionary of Psychology*. 4. Auflage. Oxford: Oxford University Press. URL: <https://www.oxfordreference.com/view/10.1093/acref/9780199657681.001.0001/acref-9780199657681-e-7508#> [Letzter Zugriff am 15.03.2020].
- Crystal, David (2001). *Language and the Internet*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Damasio, Antonio R. (1989). Time-locked multiregional retroactivation. A systems-level approach for the neural substrates of recall and recognition. *Cognition* 33, 25–62.
- Deppermann, Arnulf und Angelika Linke (eds.) (2010). *Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton*. Berlin: de Gruyter (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache, 2009).
- Diekmannshenke, Hajo, Michael Klemm und Hartmut Stöckl (eds.) (2011). *Bildlinguistik. Theorien, Methoden, Fallbeispiele*. Berlin: Schmidt.

- Dresner, Eli und Susan C. Herring (2010). Functions of the Nonverbal in CMC. Emoticons and Illocutionary Force. *Communication Theory* 20, 3, 249–268.
- Elgin, Catherine Z. (1996). Index and icon revisited. In: Vincent M. Colapietro und Thomas M. Olszewsky (eds.). *Peirce's doctrine of signs. Theory, applications, and connections*. Berlin und New York: Mouton de Gruyter, 181–189.
- Fehrmann, Gisela und Erika Linz (2004). Resistenz und Transparenz der Zeichen. Der verdeckte Mentalismus in der Sprach- und Medientheorie. In: Jürgen Fohrmann und Erhard Schüttpelz (eds.). *Die Kommunikation der Medien*. Tübingen: Niemeyer, 81–104.
- Fehrmann, Gisela und Erika Linz (2008). Der hypnotische Blick. Zur kommunikativen Funktion deiktischer Zeichen. In: Horst Wenzel und Ludwig Jäger (eds.) in Zusammenarbeit mit Robin Curtis und Christina Lechtermann. *Deixis und Evidenz*. Freiburg i. Br. u.a.: Rombach, 261–288.
- Fehrmann, Gisela und Erika Linz (2009). Eine Medientheorie ohne Medien? Zur Unterscheidung von konzeptioneller und medialer Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: Elisabeth Birk und Jan Georg Schneider (eds.). *Philosophie der Schrift*. Tübingen: Niemeyer, 123–143.
- Felder, Ekkehard und Andreas Gardt (eds.) (2015). *Handbuch Sprache und Wissen*. Berlin und Boston: de Gruyter.
- Fix, Ulla (2008). Nichtsprachliches als Textfaktor. Medialität, Materialität, Lokalität. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 36, 3, 343–354.
- Freadman, Anne (1996). Peirce's second classification of signs. In: Vincent M. Colapietro und Thomas M. Olszewsky (eds.). *Peirce's doctrine of signs. Theory, applications, and connections*. Berlin und New York: Mouton de Gruyter, 143–159.
- Fricke, Ellen (2012). *Grammatik multimodal. Wie Wörter und Gesten zusammenwirken*. Berlin und Boston: de Gruyter.
- Genz, Julia und Paul Gévaudan (2016). *Medialität, Materialität, Kodierung. Grundzüge einer allgemeinen Theorie der Medien*. Bielefeld: transcript.
- Grote, Klaudia und Erika Linz (2002). The influence of iconicity on semantic conceptualization processes. In: Wolfgang G. Müller und Olga Fischer (eds.). *From sign to signing. Iconicity in language and literature 3*. Amsterdam und Philadelphia: Benjamins, 23–40.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2005). Materialität der Kommunikation. In: Alexander Roesler und Bernd Stiegler (eds.). *Grundbegriffe der Medientheorie*. München: Fink, 144–149.
- Gumbrecht, Hans Ulrich und K. Ludwig Pfeiffer (eds.) (1988). *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Imo, Wolfgang (2015). Vom ikonischen über einen indexikalischen zu einem symbolischen Ausdruck? Eine konstruktionsgrammatische Analyse des Emoticons :-). In: Jörg Bücker, Susanne Günthner und Wolfgang Imo (eds.). *Konstruktionsgrammatik V: Konstruktionen im Spannungsfeld aus sequenziellen Mustern, kommunikativen Gattungen und Textsorten*. Tübingen: Stauffenburg, 133–162.
- Jäger, Ludwig (2001). Zeichen/Spuren. Skizzen zum Problem der Zeichenmedialität. In: Georg Stanitzek und Wilhelm Voßkamp (eds.). *Schnittstelle. Medien und kulturelle Kommunikation*. Köln: DuMont, 17–31.

- Jäger, Ludwig (2006). Bild/Sprachlichkeit. Zur Audiovisualität des menschlichen Sprachvermögens. *Sprache und Literatur* 98, 2–24.
- Jäger, Ludwig (2007). Medium Sprache. Anmerkungen zum theoretischen Status der Sprachmedialität. *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 54, 1, 8–24.
- Jäger, Ludwig (2015). Medialität. In: Ekkehard Felder und Andreas Gardt (eds.), 106–122.
- Jewitt, Carey und Berit Henriksen (2016). Social Semiotics Multimodality. In: Hartmut Stöckl und Nina-Maria Klug (eds.), 145–164.
- Jewitt, Carey, Jeff Bezemer und Kay O'Halloran (2016). *Introducing Multimodality*. London: Routledge.
- Kalthoff, Herbert, Torsten Cress und Tobias Röhl (2016). Einleitung: Materialität in Kultur und Gesellschaft. In: Herbert Kalthoff, Torsten Cress und Tobias Röhl (eds.). *Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*. Paderborn: Fink, 11–43.
- Keller, Rudi (2018). *Zeichentheorie. Eine pragmatische Theorie semiotischen Wissens*. 2. durchgesehene Auflage. Tübingen: Francke.
- Kendon, Adam (2004). *Gesture. Visible Action as Utterance*. Cambridge: Cambridge University Press
- Klug, Nina-Maria und Hartmut Stöckl (2015). Sprache im multimodalen Kontext. In: Ekkehard Felder und Andreas Gardt (eds.). *Handbuch Sprache und Wissen*. Berlin und Boston: de Gruyter, 242–264.
- Krämer, Sybille (2002). Sprache – Stimme – Schrift. Sieben Gedanken über Performativität als Medialität. In: Uwe Wirth (ed.). *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 323–346.
- Krämer, Sybille (ed.) (2004). *Performativität und Medialität*. München: Fink.
- Krämer, Sybille (2005). Das Medium zwischen Zeichen und Spur. In: Gisela Fehrmann, Erika Linz und Cornelia Epping-Jäger (eds.). *Spuren Lektüren. Praktiken des Symbolischen*. München: Fink, 153–166.
- Kress, Gunther (2014). What is mode? In: Carey Jewitt (ed.). *The Routledge Handbook of Multimodal Analysis*. 2. Auflage. London und New York: Routledge, 60–75.
- Kress, Gunther (2015). Semiotic Work. Applied Linguistics and a Social Semiotic Account of Multimodality. *AILA Review* 28, 49–71.
- Kress, Gunther R. und Theo van Leeuwen (2006). *Reading images. The grammar of visual design*. 2. Auflage. London: Routledge.
- Linke, Angelika und Helmuth Feilke (eds.) (2009). *Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamischer Gestalt*. Tübingen: Niemeyer.
- Linz, Erika (2016). Sprache, Materialität, Medialität. In: Ludwig Jäger, Werner Holly, Peter Krapp, Samuel Weber und Simone Heekeren (eds.). *Sprache – Kultur – Kommunikation / Language – Culture – Communication. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft / An international Handbook of Linguistics as Cultural Study* (HSK 43). Berlin und New York: de Gruyter, 94–105.
- Linz, Erika und Claudia Grote (2003). Sprechende Hände. Ikonizität in der Gebärdensprache und ihre Auswirkungen auf semantische Strukturen. In: Matthias Bickenbach, Annina Klappert und Hedwig Pompe (eds.). *Manus loquens. Medium der Geste – Gesten der Medien*. Köln: DuMont, 318–337.

- Liszka, James Jakób (1996). *A general introduction to the semeiotic of Charles Sanders Peirce*. Bloomington und Indianapolis: Indiana University Press.
- Luginbühl, Martin (2019). Mediale Durchformung. Fernsehinteraktion und Fernsehmundlichkeit in Gesprächen im Fernsehen. In: Konstanze Marx und Axel Schmidt (eds.). *Interaktion und Medien. Interaktionslinguistische Zugänge zu medienvermittelter Kommunikation*. Heidelberg: Winter, 125–146.
- McNeill, David (1992). *Hand and Mind: What Gestures Reveal about Thought*. Chicago und London: University of Chicago Press.
- Mitchell, W. J. T. (1994). *Picture theory. Essays on Verbal and Visual Representation*. Chicago und London: University of Chicago Press.
- Müller, Cornelia (1998). *Redebegleitende Gesten. Kulturgeschichte – Theorie – Sprachvergleich*. Berlin: Spitz.
- Müller, Cornelia, Alan Cienki, Ellen Fricke, Silva H. Ladewig, David McNeill und Sedinha Teßendorf (eds.) (2013–2014). *Body – Language – Communication. An International Handbook on Multimodality in Human Interaction*. 2 Teilbde. Berlin und Boston: de Gruyter.
- Nagl, Ludwig (1992). *Charles Sanders Peirce*. Frankfurt a.M. und New York: Campus.
- Oehler, Klaus (1993). *Charles Sanders Peirce*. München: Beck.
- Pape, Helmut (1989). *Erfahrung und Wirklichkeit als Zeichenprozeß. Charles S. Peirces Entwurf einer Spekultativen Grammatik des Seins*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Peirce, Charles S. (1931–1935). *Collected Papers*. Vol. 1–6, ed. by Charles Hartshorne and Paul Weiss. Harvard University Press [Zitiert als CP mit Bandangabe und Paragraph].
- Peirce, Charles S. (1967). *Schriften I*. Mit einer Einführung hrsg. v. Karl-Otto Apel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Peirce, Charles S. (1983). *Phänomen und Logik der Zeichen*. Hrsg. v. Helmut Pape. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Peirce, Charles S. (1986–1993). *Semiotische Schriften*. 3 Bde; Bd. 1 (1986): 1865–1903; Bd 2 (1990): 1903–1906; Bd. 3 (1993): 1906–1913. Hrsg. u. übersetzt v. Christian Kloesel und Helmut Pape. Frankfurt a.M.: Suhrkamp [zitiert als Sem. mit Band- und Seitenangabe].
- Peirce, Charles S. (1992/1998). *The Essential Peirce. Selected Philosophical Writings*. 2 Bde., Bd. 1 (1992): 1867–1893; ed. by Nathan Houser and Christian Kloesel. Bd. 2 (1998): 1893–1913; ed. by the Peirce Edition Project. Bloomington und Indianapolis: Indiana University Press. [zitiert als EP mit Band- und Seitenangabe]
- Runkehl, Jens, Peter Schlobinski und Torsten Siever (1998). *Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Sachs-Hombach, Klaus (ed.) (2005). *Bildwissenschaft: Disziplinen, Themen, Methoden*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sachs-Hombach, Klaus (ed.) (2009). *Bildtheorien. Anthropologische und kulturelle Grundlagen des Visualistic Turn*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schneider, Jan Georg (2017). Medien als Verfahren der Zeichenprozessierung. Grundsätzliche Überlegungen zum Medienbegriff und ihre Relevanz für die Gesprächsforschung. *Gesprächsforschung* 18, 34–55. URL: <http://www.gespraechsforschung-online.de/2017.html> [Letzter Zugriff am 15.03.2020].

- Schneider, Jan Georg (2018). Medialität. In: Frank Liedtke und Astrid Tuchen (eds.). *Handbuch Pragmatik*. Stuttgart: Metzler, 272–281.
- Schneider, Jan Georg und Hartmut Stöckl (eds.) (2011a). *Medientheorien und Multimodalität. Ein TV-Werbespot – Sieben methodische Beschreibungsansätze*. Köln: Halem.
- Schneider, Jan Georg und Hartmut Stöckl (2011b). Medientheorien und Multimodalität: Zur Einführung. In: Jan Georg Schneider und Hartmut Stöckl (eds.), 10–38.
- Schönrich, Gerhard (1990). *Zeichenhandeln. Untersuchungen zum Begriff einer semiotischen Vernunft im Ausgang von Ch. S. Peirce*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Spitzmüller, Jürgen (2018). Multimodalität und Materialität im Diskurs. In: Ingo Warnke (ed.). *Handbuch Diskurs*. Berlin und Boston: de Gruyter, 521–540.
- Steinseifer, Martin (2011). Die Typologisierung multimodaler Kommunikationsangebote – am Beispiel der visuellen Aspekte seitenbasierter Dokumente. In: Stephan Habscheid (ed.). *Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen. Linguistische Typologien der Kommunikation*. Berlin und New York: de Gruyter, 164–189.
- Stetter, Christian (2005). *System und Performanz: Symboltheoretische Grundlagen von Medientheorie und Sprachwissenschaft*. Weilerswist: Velbrück Wiss.
- Stivers, Tanya und Jack Sidnell (eds.) (2005). Multimodal Interaction. *Semiotica* 156, 1.
- Stöckl, Hartmut (2016). Multimodalität. Semiotische und textlinguistische Grundlagen. In: Hartmut Stöckl und Nina-Maria Klug (eds.). *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext*. Berlin und Boston: de Gruyter, 3–35.
- Stöckl, Hartmut und Nina-Maria Klug (eds.) (2016). *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext*. Berlin und Boston: de Gruyter.
- Tseronis, Assimakis und Charles Forceville (eds.) (2017). *Multimodal Argumentation and Rhetoric in Media Genres*. Amsterdam und Philadelphia: Benjamins.
- Van Leeuwen, Theo (2005). *Introducing Social Semiotics*. London: Routledge.
- Wenninger, Gerd u.a. (2000). Modalität. In: *Online-Lexikon Psychologie*. Heidelberg: Spektrum akademischer Verlag. URL: <https://www.spektrum.de/lexikon/psychologie/modalitaet/9864> [Letzter Zugriff am 05.01.2020].

Dr. Erika Linz
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Institut für Sprach-, Medien- und Musikwissenschaft
Abteilung für Interkulturelle Kommunikation und Mehrsprachigkeitsforschung (IKM)
Lennéstraße 6
D-53113 Bonn
E-Mail: elinz@uni-bonn.de